

Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Nossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meissen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff, sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. — Bezugspreis vierteljährlich 1 Mk. 30 Pf., durch die Post bezogen 1 Mk. 55 Pf. Inserate werden Montags, Mittwochs und Freitags bis spätestens Mittags 12 Uhr angenommen. — Insertionspreis 10 Pfg. pro dreispaltige Corpusszeile.

Druck und Verlag von Martin Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaction Martin Berger daselbst.

No. 51.

Sonnabend, den 1. Mai

1897.

Für die Monate Mai und Juni

werden Bestellungen auf das

„Wochenblatt für Wilsdruff“

mit landwirtschaftlicher und illustrierter Sonntags-Beilage, sowie Ziehungslisten der kgl. sächs. Lotterie für die Stadt Wilsdruff bei unterzeichneter Geschäftsstelle zu 60 Pf., für auswärts bei den kaiserlichen Postämtern zu 87 Pfg. angenommen. Geschäftsstelle des Amts- und Wochenblattes für Wilsdruff etc.

Zum Sonntage Misericordias Domini.

Luk. 10, 3: Siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe.

So spricht der gute Hirte, an dessen sanften Stab und treue Hut und Liebe bis in den Tod das Sonntags-Evangelium uns mahnt, an dessen Barmherzigkeit der schöne Name des Sonntags erinnert. Er weist mit diesem Worte seinen Jüngern auf dem Schauplatz des Lebens eine schwere Rolle zu, die sie nicht spielen, sondern leben sollen. Indem er alle Sündendiener mit reisendem Geister vergleicht, heißt er die begnadigten Sünden Lämmer, er, der zugleich Hirte und Lamm Gottes ist.

Dies Lamm Gottes hat seinen Mund nicht auf, als es zur Schlachtkampfbank geführt ward. Denn zu dulden ist des Lammes Loos. Also auch wir. Dem Herrn gleich werden die Christen von wütenden Feinden links und rechts angefallen; die Zeiten werden wiederkehren, so sie zerissen werden. Dem Herrn gleich sollen die Christen durch die Geduld bleiben, stille werden, segnen statt fluchen, lieben statt schelten — eine schwere Lektion, aber sie muß gelernt werden. Sie ist auch gelernt worden. Wieviel Märtyrer haben sie gelernt seit Stephanus zu Jerusalem, dem Chorführer aller Märtyrer, bis zu jenem Stephan Abuhajatan, dem evangelischen Pastor zu Urfa in Armenien, der vor Jahresfrist vor seinen sechs mütterlosen Kindern durch der „Türken Nord“ mit über 700 Gliedern seiner Gemeinde den Märtyrertod erlitt; viele, deren Namen hell glänzen in der Kirchengeschichte, mehr noch, deren Namen der Welt verborgen, aber eingeschrieben sind im Buch des Lebens. Wodurch wurden sie Lämmer, heilige Dulder mit dem Diadem der Sanftmut auf dem Haupte? Nicht durch eigene Macht. Luther, auch ein Märtyrer, ob er gleich sanft auf seinem Lager entschlafen durfte, bezugst: Mit unserer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren! Die Kraft Jesu Christi, des guten Hirten, überströmt die Seinen und wandelt sie in Lämmer, die erbetene Kraft, die geschenkte Kraft. Darum spricht der Herr: Ich sende euch!

Gelächte und ungelehrte Thoren in diesen Tagen wollen uns überreden: Jesus habe gar keine Kraft zu verschenken. Halb traurig, halb belustigt las ich gestern in einer neuen Schrift eines jungen Professors: „Zu Jesu zu beten widerstrebt uns, weil seine Gestalt zu deutlich auf den Vater hinweist, zu dem er uns eben führen will.“ Sonderbarer Schwärmer, der offenbar niemals erfahren hat, welche gewaltige Kraft das Gebet zum Sohne Gottes auf ein verzagtes, trauriges, angefochtenes Menschenherz herabzuziehen vermag. „Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht.“ „Philipp, wer mich siehet, der siehet den Vater.“ „Ich und der Vater sind eins.“ So jagt er selbst, und wir glauben ihm und wenden uns im Glauben an ihn, und sind noch niemals getäuscht worden.

Klammern wir uns in diesen stürmischen Zeiten nur fester an ihn! Dann gehts auch durch Sturm in die Stille, durch die Zeit in die Ewigkeit, „wo alle Stürme schweigen.“ Denn er sendet uns, er giebt die Kraft, die alles Leben in uns schafft.

Der Mai ist gekommen!

Von J. C. Schmidt, Kunst- und Handelsgärtner, Erfurt. (Wiederholt verboten.)

Mit dem Mai beginnt für den Gartenfreund der Anfang jener Periode, welche man als die der „Gemüthmonate“ bezeichnen kann. Legte der Winter jede Thätig-

keit lahm, so waren der März und der April wiederum Monate strengster und härtester Thätigkeit, die arbeitsvolle Zeit für Graben, Rigolen, für Pflanzen größerer Bäume und Sträucher. Was wir vom Herbst ab der Erde anvertrauten, das bringt der Mai nun allmählich zur Erscheinung und in der Erfüllung aller Hoffnungen findet der Gartenfreund den schönsten Lohn für vorausgegangene saure Wochen. Was im Mai zu thun übrig bleibt, sind die feineren Arbeiten. Die gefährlichen „drei Geirungen“ standen immer noch drohend und schadenfroh im Hintergrunde und erst, da sie vorüber sind, bespangt man im Biergarten die Teppichbeete mit den zarten Pflänzchen, die in von Jahr zu Jahr sich steigender, reicher und farbenfreudiger Abwechslung eine so bequeme Handhabe bieten, um die reizvollen Formen und Zusammenstellungen bilden zu können. Unter den für Teppichbeete blühenden Pflanzen nimmt die vor einigen Jahren entstandene Neuheit „Begonie Bernon“ die noch kleinere Begonie „Teppichkönigin“ einen hervorragenden Platz ein.

Im Blumengarten pflanzt man Gladiolen, Georginenknollen und Lilien, ebenso Asteren, Leuchasien, Phlox, Scabiosen, Jiminen, Balsaminen, Centaurea, kurz die ganze Schaar der Sommer- und Herbstblumen, die man im Herbst vorgezogen und bis dahin sorglich behütet hatte. Es sei dringend daran erinnert, die Pflanzlöcher bequem und weit zu machen, damit die Wurzeln gerade und ungeknickt hineinkommen. Es wird in diesem Punkt noch sehr viel gesündigt.

Der alte Rasen wird in diesem Monat zum ersten Male geschritten. Wird ein neuer angelegt, so geize man nicht mit guter, wenn auch theurerer Ausfaat. Die beste Saat ist gerade gut genug. Ein schlechter Rasen schändet den schönsten Garten. Man lasse bis zum ersten Schnitt dem neuen Rasen etwas mehr Freiheit und schneide dann mit Sense oder Sichel, den weiteren Schnitt nehme man alle 14 Tage mit der Maschine vor und walze darnach energisch. Bedingung einer schönen Rasenfläche ist: oben fest und unten locker. Eine Kopsdüngung von vier zu vier Wochen mit Rasen-Nährsalz, das für diesen Zweck besonders zusammengesetzt ist, hilft ungemein.

Auch die Zimmerpflanzen kommen, soweit sie wetterfest sind, hinaus in die Maienluft. Man stellt die Topfe aber nicht oben auf den Boden, sondern senkt sie ein. Mit einem spitzen Pfahl macht man durch kreisförmige Bewegungen ein trichterförmiges Loch. Der Topf steht dann unten hohl, das Wasser läuft gut durch und die Regenwärmer können nicht durch das Abzugsloch hineinkommen.

Im Gemüsegarten erübrigt noch außer den Aussaaten, welche als Folge der bereits im März und April vorgenommenen fortgesetzt werden, das Auslegen oder Auspflanzen der Samen von Bohnen, Gurken und Kürbissen. Die empfehlenswerthe Neuheit ist von Bohnen die „Null-Stangenbohne“, welche die früheste aller Sorten und von einer mächtigen Tragföhle ist. Auch eine neue gelbschotige Flageolet Wachs-Buschbohne, die im Gegensatz zu den bisher bekannten Wachs-Buschbohnen weiße Bohnen in sich birgt, wird die anderen in kurzer Zeit verdrängen, da bei farbigen Bohnen die Schoten in älterem Zustande nicht mehr gut für die Stöcke verwendet werden können. Die früheren Saaten der verschiedenen Gemüsesorten werden, wenn zu dicht aufgegangen, verdünnt, gehackt, reingehalten und wenn nöthig gegossen. — Die Erdbeeren werden bei trockenem Wetter gut bewässert. Das

heißt aber nicht ein bisschen plätschern, sondern volle Stannen geben! Bei hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren entferne man alle sich bildenden Wurzelschöße, ebenso bei Rosen. Den Spargel, dieses köstliche aller Gemüse, wolle man recht vorsichtig stechen, die Erde rund um die Stange mit dem Finger stets vorher entfernen, das Loch aber wieder glatt streichen. Es sind mancherlei Apparate und Messerformen zum Stechen erfunden, sie laufen jedoch mehr oder minder auf Spielerei hinaus. Man wähle das einfache, lange, schmale Spargelmesser, jedoch mit einem platten Knopf an der Spitze, der an den unterirdischen, nicht sichtbaren anderen Trieben abgleitet. Die Spargelfliege ist mit Leinstäben wegzufangen. Es sei aber bei Neuanpflanzungen aufmerksam gemacht, schon im ersten und zweiten Jahre mit diesen Fallen der Spargelfliege nachzustellen, um einem Gimmisten des Insekts vorzubeugen. Gewöhnlich denkt man erst daran, wenn das Stechen im dritten Jahre beginnt und man den Schaden handgreiflich vor Augen hat. Für den Frühlingssteher ist der Fang noch einfacher, als er die von der kühlen Nachttemperatur erstarrten Fliegen von den Pflanzen zwischen 4 und 5 Uhr abhuchen kann. Ein solches rechtzeitiges Vorbeugen ist auch bei der Wespe angebracht, die im Herbst in unseren Weinspallern räubert. Man hängt jetzt schon die Fanggläser aus, nicht erst wenn die ganze Brut ausschwärmt. Jetzt ein Wespennestchen — und das sind alle Wespen, welche durchwintern — wegfangen, heißt ein ganzes Wespennest vernichten.

Von schädlichen Insekten erwirbt sich im Mai vor allen der Apfelblütenstecher eine traurige Berühmtheit. Man geht ihm am Besten zu Leibe, wenn man mit einer oben beschwerten Stange an die Aeste schlägt. Der kleine gefräßige Keel ist schlecht auf den Beinen. Bei einem kräftigen kurzen Ruck fällt er herunter und auf das untergelegte Tuch. Ein Bad in Seifenwasser bereitet ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod.

Im Uebrigen sind unsere besten Mitkämpfer im Streite gegen die Insektenwelt alle eingesetzt. Schütz den Vögeln vor Menschen und Hagen! Alle sind sie da, Nachtigall und Grasmücke, Lerche und Amsel, Fink und Drossel, Hänfling, Zeisig mit ihrem herzerfreuenden Singang, der in immer wieder neuen Tönen verkündet: „Der Mai ist gekommen!“

Auch wir jubeln ihm bei einer Maibowle in der Gartenlaube entgegen. Dafür noch eine kleine praktische Andeutung. Man hole sich von dem würzigen Waldmeister vor der Blüthe die ersten feinen Spigen, da die Blüthe den Duft des edlen Krauts nicht unwesentlich erschöpft. Eine Handvoll lasse man 6 Stunden in $\frac{1}{2}$ Liter Sherry ziehen und hat dann etwas ganz besonders Gutes für Feinschmecker und Kenner. Ein halber Theelöffel genügt für eine Flasche Wein. Wohl bekomms!

Ist das Handwerk noch lebensfähig?

Von Karl Jentsch.*

Es ist einfach nicht wahr, daß der Kleinbetrieb heute ganz allgemein nicht mehr lebensfähig wäre. Die bekannten Klagen über den Niedergang „des Handwerks“ und „der Landwirtschaft“, die die Sozialdemokratie in ihrer Einbildung bestärkt haben. Es ist zuvörderst nicht wahr, daß die Maschine, oder das Großkapital oder beide

* Aus dem empfehlenswerthen Buche: Grundbegriffe und Grundzüge der Volkswirtschaft. Eine populäre Volkswirtschaftslehre von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 250 M.

vereint „das Handwerk“ mit Vernichtung bedrohten. Die Lebensbedingungen der verschiedenen Handwerker sind so verschieden von einander, daß man vom „Handwerk“ im allgemeinen gar nichts aussagen kann, und innerhalb eines und desselben Handwerks sind wiederum die Ansichten der einzelnen Mitglieder sehr verschieden.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß sich der Großbetrieb von selbst versteht für Gewerbe, deren Erzeugnisse einen kolossalen Umfang haben, die also große Räume, viele Arbeiter und große Materialmassen beanspruchen. Kanonen können nicht in Hinterstädten gegossen und Panzerschiffe nicht im Mühlgraben gebaut werden. Eisenbahnen können überhaupt nicht einzelnen Personen, sondern nur Aktiengesellschaften oder dem Staate gehören. In diesen Gewerben feiert die Maschine ihren Triumph, sowie im Maschinenbau, der die Maschine selbst herstellt. Das Handwerk wird von diesen und verwandten Gewerben, wie den Hochöfen, Eisenwalzwerken, Elektrizitätsanlagen, nicht beeinträchtigt, weil sie ja eben von vornherein gar keine Handwerke sind, sondern Erzeugnisse schaffen und Dienste leisten, die das Handwerk nicht schaffen und leisten kann, und die vor der Erfindung der Dampfmaschine gar nicht vorhanden waren. Mit diesen Erzeugnissen und Leistungen also greift der Maschinenbetrieb nicht in den Bereich des Handwerks ein; und wenn sich die Zahl der im Handwerk beschäftigten Personen im Verhältnis zur gesammten Einwohnerzahl vermindert, so liegt die Sache nicht so, daß der handwerksmäßige Kleinbetrieb vom Maschinenbetrieb zurückgedrängt würde, sondern neben das alte Handwerk treten diese neuen Gewerbe und gewähren dem Bevölkerungszuwachs, den das Handwerk nicht aufnehmen vermöchte, Unterkunft und Beschäftigung.

Diesen Maschinenbetrieben, die nicht aus dem Handwerk hervorgegangen sind und niemals Handwerk werden können, stehen Handwerke gegenüber, die niemals Maschinenbetriebe werden können, denen also weder die Maschine noch das Kapital etwas anhaben kann. Es sind das zunächst die Gewerbe der persönlichen Dienstleistungen, wie das Barbiergewerbe, die verschiedenen Arten der Chirurgie, die Zahntechnik, das Kammerfegergewerbe, der Fußbeschlag. Dann die Reparaturgewerbe. Solche sind heute: Uhrmacherei, Goldbarbeiterei, Klempnerei, Schlosserei. Die Schlosserei, Klempnerei, Glaserei und Bautischlerei sind außerdem Anbringergewerbe; das Anpassen und Anschlagen von Thüren, Fenstern, Schloßern, Dachrinnen kann nicht von einer Maschine besorgt werden. Nicht die Maschine, wohl aber das Geldkapital könnte allerdings in diesen Gewerben den Kleinbetrieb durch den Großbetrieb verdrängen. Dieser ist aber deshalb unvorteilhaft, weil der Großunternehmer jedem der Gesellen- und Lehrlingstrupps, die er auf verschiedenen Bauten beschäftigt, einen fachverständigen Aufseher mitgeben müßte, wenn die Arbeit ordentlich gemacht werden sollte, und das würde sie sehr theuer machen. Aus demselben Grunde bleibt das Tapezier- und Dekorateurgewerbe; es wird am vorteilhaftesten betrieben, wenn der Meister bloß mit einem Gehilfen oder Lehrling arbeitet. Hier kommen nun noch Geschmack, künstlerische Anlage und erworbene Kunstfertigkeit als Erfordernisse hinzu, von deren Ersatz durch Maschinen gar keine Rede sein kann. Mit der Tapeziererei wird oft die Sattlerei verbunden, in der sowohl bei der Polstererei, wie bei dem Anfertigen von Sätteln und Pferdegeschirren die Handarbeit unentbehrlich bleibt. Beide verbinden sich weiter mit dem Wagenbau. Dieser neigt seiner Natur nach zum Großbetrieb, nicht weil darin die Maschine eine große Rolle zu spielen berufen wäre, sondern wegen der Größe und, bei Luxuswagen, Kostbarkeit des Erzeugnisses; der Wagenbauer nimmt gelernte Stellmacher, Sattler und Tapezierer, auch Posamentierer, in seinen Dienst; der Stellmachermeister alten Stils bleibt auf Heu- und Düngewagen und Reparaturen eingeschränkt. Beim Bau der Eisenbahnwagen kann, wie bei dem der Lokomotiven, von vornherein von handwerksmäßigem Betrieb keine Rede sein.

Mehrere der vorgenannten Handwerke haben einen Theil ihres alten Bereichs an den fabrikmäßigen Großbetrieb verloren, indem Blechwaren, Schlüssel und Schlosser, Gold- und Silberwaren fast nur noch in der Fabrik gefertigt werden; dem Handwerker bleibt der Handel mit der fertigen Waare, bei Schlossern und Schlüsselern die Anbringung und Anpassung, in allen Fällen die Reparatur. Die Uhrfabrikation ist von Anfang an Manufaktur und auf wenige kleine Bezirke beschränkt gewesen, weil sie nur bei weitgehender Arbeitsteilung vorteilhaft betrieben werden kann; die gewöhnlichen Uhrmacher waren daher immer nur Reparateure und Händler. Für das verlorene Gebiet haben übrigens einige dieser Handwerke anderweitigen Ersatz erhalten, indem den Klempnern z. B. die Gasinstallation, den Schlossern die Anfertigung schmiechbeisener Gitter und Treppen zugefallen ist; das Schmiedebeisen verdrängt nämlich in neuerer Zeit mehr und mehr das Gusseisen, das Jahrzehnte hindurch die Herrschaft behauptet hatte. Ueberhaupt treibt die fortschreitende Technik fortwährend nicht bloß neue Zweige an alten Gewerben, sondern neue Gewerbe, wie die Photographie, hervor und erweckt erstorbene, die früher geblüht hatten, wie die Studarbeit, die Mosaik- und Majolikafabrikation zu neuem Leben; diese Gewerbe werden allerdings im großen am vorteilhaftesten betrieben. Die Bauhandwerke im engeren Sinne des Wortes sind niemals Kleinbetriebe gewesen und können es nicht sein; ein Maurer mit einem Jungen allein kann kein großes Haus bauen; sie haben von Natur einen mittleren Umfang. Daß der Häuserbau heute so ganz kapitalistisch betrieben wird, daß der alte Maurer- und Zimmermeister dem vornehmen Architekten und dem Baunternehmer gewichen sind, hängt mit der Maschine gar nicht und mit dem Kapitalismus nur mittelbar, unmittelbar aber mit der Zusammendrängung der Menschen in Großstädten und mit dem Schwinden des Sinns für das Eigenhaus zusammen. Nur dadurch, daß sich die Mehrzahl der Städter dazu bequem hat, in Mietkasernen zu wohnen, der Bau also gar nicht mehr von dem Geschmack und den Verhältnissen der Personen abhängt, für die das Haus bestimmt ist,

hat der Häuserbau ein von Kapitalisten mit oder ohne Fachbildung betriebenes Spekulationsgewerbe werden können. (Fortsetzung folgt.)

Die Rache der Nihilistin.

Original-Roman von A. Kochfort.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

20. Kapitel.

Amisenthörung.

„Wie, General, Sie wagen mir, Ihrem alten Freunde, in solcher Weise Troß zu bieten?“ fragte Gortschakow, und seine grauen Augen blitzten und seine langen, schmalen Hände zitterten vor Erregung.

„Verzeihung, Durchlaucht, nie würde ich mich erlauben, dem höchsten Beamten dieses Staates Troß zu bieten,“ erwiderte General Galigin mit ruhiger Würde; „aber einer Stellung zu entsagen, in der ich den Beifall meiner Vorgesetzten zu gewinnen nicht verstehe, werden Sie selbst mir nicht verargen. Mein Schwert, mein Vermögen, mein Leben setze ich freudig für Kaiser und Reich ein, meine Herzengneigung zu opfern, das will niemand von mir verlangen.“

„D, glauben Sie nicht, General, daß ich mich gekränkt oder enttäuscht fühle, die Tochter meines Neffen nicht ein Bündniß mit dem Hause Galigin schließen zu sehen,“ rief Gortschakow, „aber ich bin enttäuscht, bitter enttäuscht, daß der Sohn meines theuersten Freundes sich mit Leuten wie die Kulows verbindet.“

Der alte Mann rollte während des Sprechens ein Bündel Papiere in seinen Händen zusammen, und schleuderte es endlich vor sich auf den Tisch.

„Ich beklage es tief, Durchlaucht, daß Sie die Familie meiner künftigen Gattin in Ihrer Schätzung so niedrig stellen. In Ihrer gegenwärtigen Stimmung mich erfolgreich zu vertheidigen, erscheint mir aussichtslos, nicht minder aussichtslos, im Augenblick meinem Lande mit Erfolg zu dienen. Ich werde mir deshalb Urlaub erbitten, für längere Zeit ins Ausland zu gehen,“ sagte der General sehr niedergedrückt.

„Ich zweifle, daß er Ihnen bewilligt wird, mein junger Freund, weit eher haben Sie, wie die Dinge nun einmal liegen, Aussicht nach Sibirien zu wandern,“ brauste Gortschakow auf.

„Worauf hin, Durchlaucht? Wer behaupten wollte, daß Wladislaw Galigin sich jemals in Wort oder That treulos gegen Kaiser und Reich erwiesen, machte sich einer schmachvollen Lüge schuldig!“ rief der General stolz.

„Ich sagte nicht, daß eine solche Anklage gegen Sie bereits vorliegt,“ erwiderte Gortschakow, das Bündel Papiere, mit dem er bisher gespielt hatte, auseinanderfallend. „Bitte, sehen Sie herüber, und sagen Sie mir, wessen Handschrift das ist.“

„Sie — sie — sieht aus, wie die meinige,“ erwiderte Galigin.

„Ist sie nicht die Ihrige?“ fragte Gortschakow, das Blatt mit einer Hand verdeckend.

„Das ist mir unmöglich zu sagen, wenn ich den Inhalt nicht kenne.“

„Diese Papiere wurden mir zugesandt — auf welche Weise, thut nichts zur Sache. Hochkundige behaupten, es sei ihre Handschrift, und die Beweise, die gegen Sie darin enthalten sind, sind stark genug, Ihre Verhaftung zu rechtfertigen, Ihr Leben zu gefährden.“

„Durchlaucht gerufen zu scherzen.“

„Ich bin kein Freund von Scherzen. Meine Pflicht wäre es, Sie unverweilt dem Gesetz, das Sie verletzt haben, zu überantworten, aber meine Liebe für den Verstorbenen macht mich für den Augenblick noch blind. Vielleicht gelingt es meinen Bemühungen noch, Sie zu retten.“

„Wich zu retten?“

„Ja, Sie zu retten, General. Ich werde diese Schriftstücke und andere wider Sie zeugende Beweise noch sechsunddreißig Stunden zurückhalten. Sie gewinnen dadurch Zeit, das Land zu verlassen und das Leben zu retten. Fliehen Sie, so schnell Sie können, und sagen Sie zum Hochverrath nicht noch die Tollheit des Ausdarens hinzu,“ rief Gortschakow, seine Handglocke berührend.

„Hochverrath!“ wiederholte Galigin.

Ein Diener trat ein.

„Meinen Schritten,“ befahl der Kanzler. „Ich muß um zwölf Uhr im Winterpalast sein.“

Kanzler Galigin durfte nicht länger zögern. Wie aus einem grauvollen Traum erwachend, verließ er den Palast des Kanzlers.

In seinen Schritten steigend, bemerkte er den Grafen Rissew, der ihm mit einem teuflischen Lachen nachschaute.

„Mich jetzt zum Kaiser zu begeben, wäre nutzlos,“ murmelte der General. „Nach dem Hotel Amerka!“ befahl er seinem Kutscher.

Im Begriff, die Treppe zu den Gemächern Jonathan Gunning's hinaufzusteigen, begegnete er Michael Puschkin, dessen Gesicht ein Bild umspielte, das eine große Zufriedenheit mit sich selbst, wenn nicht mit der Welt verrieth. Als er den Fürsten erblickte, blieb er stehen, und lästete grüßend seinen Hut.

„Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte er, „aber ich weiß, daß Sie ein Freund meiner Freunde, der Kulows, sind.“

Der Fürst antwortete mit einem hochmüthigen Blick, unter dem der Pfandliebesohn erröthete.

„Ich war so frei,“ fuhr er fort, „der Frau Gräfin und ihrer Tochter meine Aufwartung zu machen, doch waren sie nicht in der Verfassung, Gäfte empfangen zu können. Mein Interesse für die Damen giebt mir die Berechtigung, Sie zu bitten, Ihren Besuch gleichfalls auf eine gelegener Zeit —“

Ehe Puschkin den Satz zu beendigen vermochte, befand er sich am Fuße der Treppe. Nachzend und seine schmerzenden Glieder belastend, richtete er sich vom Boden auf.

„Genieße die kurze Spanne Deiner Freiheit nur noch!“ knirschte er, die geballten Fäuste schüttelnd, „ich werde unsere Rechnung schon ausgleichen.“

Die Gräfin Kulow hatte sich von den durchleuchten Gemächers-erschütterungen noch nicht erholt. Müde lehnte sie in einem Schaukelstuhl in dem Zimmer, das Frau Gunning ihren Gästen abgetreten hatte. Elisabeth suchte jeden Wunsch der Mutter zu errathen und hielt sich, jedes Winkes gewärtig, in ihrer Nähe.

Die Augen des jungen Mädchens strahlten, als ihr Bräutigam im Thürrahmen erschien.

„Wie glücklich bin ich, Dich zu sehen,“ rief Elisabeth ihm entgegenlächelnd. „D, Wladislaw, wir fürchteten schon, daß die umlaufenden Gerüchte wahr sein könnten.“

„Gerüchte?“ wiederholte er, sie küßend.

„Ja,“ erwiderte sie, einen Säusler zurückdrängend. „Man erzählte, Du solltest verhaftet werden, weil Du Mama und Wladimir befreitest. Selbst Herr Gunning glaubt, daß ihr beide in Gefahr schwebt.“

In diesem Augenblick traten Wladimir und Jonathan Gunning ein, und begrüßten den Fürsten auf das herzlichste.

„Ich wünschte, Durchlaucht,“ sagte der Amerikaner, daß Sie und Herr von Kulow die Grenzen dieses Landes schon hinter sich hätten, und wenn Sie Ihr Leben retten wollen, müssen Sie ihm schleunigst den Rücken kehren, denn ein heftiger Sturm bereitet sich gegen Sie vor und kann schon in der nächsten Stunde ausbrechen.“

„Ich kam hierher,“ erwiderte der Fürst, „Wladimir zu ungesäumter Flucht zu raten.“

„Dasselbe hatte ich schon gerathen, Durchlaucht, und die Vorkehrungen zu dieser Flucht sind alle getroffen. Herr von Kulow muß fort sein, ehe ein neuer Tag deraufdämmt, und sich zu verstellen, darf er keine Minute säumen. Auch Sie, Durchlaucht, müssen ihren Stolz überwinden, und sich in Sicherheit bringen. Daß Sie das Opfer einer gegen Sie angezettelten Verschwörung sind, unterliegt keinem Zweifel, doch wer wird sich die Mühe geben, das zu ergründen.“

„Wladimirs Pflicht ist es, sich zu retten. Was mich betrifft,“ erklärte der Fürst entschieden, „ist es mir nicht gestattet, vor einer wirklichen Gefahr zu fliehen, wie sollte ich einer eingebildeten aus dem Wege gehen? Weßhalb sollte ich den durch die Luft schwebenden Gerüchten Beachtung schenken? Weßhalb sollte ich, dem nicht das geringste Unrecht nachzuweisen ist, aus einem Lande fliehen, daß in seiner Größe zu schätzen, ich erst gestern mein Blut vergoß? Nein, ich bleibe, meinen Anklägern Troß zu bieten. Aber ich bin gewiß, daß selbst Pöze und Verrath nichts gegen mich aufbringen können.“

„In Zeiten wie diese, ist nichts unmöglich,“ warnte der Amerikaner.

Wladimir rief, daß er nicht daran denken könne, sich zu retten, während der Freund von so schweren Gefahren umdröht sei, als eine tief verschleierte Dome ins Zimmer glitt.

Ihr Gesicht enthüllend, lächelte Gräfin Alexandrine Frau v. Kulow und ihre Tochter, dann schlang sie ihre Arme um Wladimirs Hals.

„Flieh, o flieh,“ bat sie. „In einer Stunde werden die Gendarmen nach Dir suchen! An der Troiskobrücke wartet ein Schlitten auf Dich! Rufe ihn in meinem Namen an. Hier ist eine Verkleidung für Dich. Du hast nicht einen Augenblick zu verlieren.“

„Rette Dich, mein Sohn, um unsretwillen,“ beschwor auch die Gräfin Kulow den jungen Mann.

„Kommen Sie mit mir,“ rief Gunning, Wladimir in das nächste Zimmer ziehend.

Wenige Minuten später lehrte ein untersehter Herr mit langem Vollbart mit dem Amerikaner zurück. Nachdem Wladimir in dieser Verkleidung sich von den Seinigen verabschiedet hatte, verließ er das Zimmer wieder.

„Und nun,“ fuhr Gräfin Alexandrine fort, „beschwere ich auch Sie, General, Wladimirs Beispiel zu folgen. Die Mauern Petersburgs sind mit nihilistischen Aufstößen bedeckt, in welchen ihre jüngsten Thaten gepriesen und Sie als ihr Freund gerühmt werden.“

„Was thut das, wenn die Geschichte nicht wahr ist?“

„War die Geschichte, die meinen Vater nach Sibirien schickte, nicht auch erfunden? O, Wladislaw, wenn Du mich liebst, laß Dir rathe,“ rief Elisabeth weinend.

„Noch habe ich das Schlimmste nicht erzählt, General,“ sagte Alexandrine mit vor Erregung und Unwillen hochgerötheten Wangen. „Ich hatte in diesen Tagen meine Augen und Ohren überall, und so blieb mir nichts verborgen. Ihr Palast ist unter der Leitung des Grafen Rissew durchsucht und wahre Brandbriefe, in Ihrer eigenen Handschrift sind aufgefunden worden!“

„Fälschungen!“ lachte der Fürst.

„Ja, Fälschungen, aber daraus nicht minder gefährlich. Ihr Kammerdiener Warwitich macht den Spion. Er war es, der angab, wo die Papiere gefunden werden könnten.“

„Und wo ist er jetzt?“ fragte der Fürst.

„Warwitich und seine Genossen, eine gewisse Helene von Radowsky sind mit meinem Onkel zum Winterpalast gefahren, wo sie ihre Geschichte dem Kaiser selbst vortragen sollen.“

„Was kümmere ich mich um ihre Lügen?“

„Beständige Furcht, ewig drohende Gefahren haben des Kaisers mildes Gemüth gegen alle Welt argwöhnisch gemacht. Er glaubt an nichts leichter, als an Verrath, und er wird auch diesen Leuten glauben. Sie wissen, was dann folgen muß.“

„Was Sie mir sagen, theure Gräfin, ist vollkommen wahr, aber Wladislaw Galigin muß auch der Gefahr trotzen, auf das Schaffot geföhrt zu werden. Ich lehre jetzt in meinen Palast zurück, dort das Weitere zu erwarten.“

Galigin nahm während des Abschieds von Elisabeth und den anderen und entfernte sich.

21. Kapitel.

Vor dem Czaren.

Die rothe Farbe war aus Helene von Radowskys Wangen gewichen, und ihre dunklen Augen blickten trübe und kummervoll, und ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, als sie Warwitich's Bericht über den Erfolg der von ihr geleiteten Verschwörung anhörte.

Die Papiere sind bereits in den Händen des Grafen Rissew, zur Stunde wohl schon in den Händen des Fürsten Gortschakow, und General Galigin wird noch in dieser Nacht sein Haupt in finsterner Kerkerzelle betten müssen,“ schloß jetzt Warwitich.

„Er kann der Verhaftung nicht entgehen,“ rief Helene, als dächte sie laut.

„Unmöglich! Mehr noch, er kann dem Tode nicht mehr entrinnen. Aus Rücksicht auf seinen hohen Rang und seine Verdienste auf dem Schlachtfelde wird man ihn vielleicht zu Pulver und Blei begnadigen. Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Helene, bewundernswürdig gut. Sie besitzen ein Genie für solche Arbeit.“

„Ja, Warwitich!“ rief sie mit einem blutstarrten Lachen. „Ich besitze ein Genie und die geschicktesten Werkzeuge“

dazu. Aber, kommen Sie, Freund. Sie sagen, wie sind in den Winterpalast befohlen."

"Ja, und wir werden vielleicht gezwungen sein, vor dem Czaren selbst zu erscheinen und seine Fragen zu beantworten," erwiderte Worwitsch in dem Tone eines Mannes, dem diese Aussicht keineswegs unangenehm ist.

"Das ist mir sehr gleichgültig," versicherte Helene. "Ach, da kommt Puschkin. Er hat den Befehl uns zu begleiten," sagte Worwitsch, vom Fenster zurücktretend, als an die Thür geklopft wurde.

Der schneißwedelnde Hund wird bald machtlos sein, zu bellen und die Zähne zu fletschen," höhnte Helene. Die Freundlichkeit, mit der sie den neuen Gast empfing, stand im schneidenden Widerspruch mit dem schadenfrohen Ton jener Worte.

Willkommen, lieber Doktor," begrüßte sie ihn. "In der prächtigen Schlitten, in dem Sie vorführen, der Ihrige?"

Graf Rissew stellte uns seinen Schlitten und seinen Kutscher zur Verfügung, Fräulein," triumphierte Puschkin. "Wir werden, wie die hohen Herrschaften vor dem Winterpalast erscheinen. Wenn mein Vater hört, welche Ehre und zu theil geworden, werden seine alten Augen sich mit Thränen füllen."

"Haben Sie Kulow's gesehen?" fragte Helene. "Vor einer Stunde war ich bei ihnen. Als ich sie verließ, begegnete ich einer Gruppe von Gendarmen, die sich in das Hotel Amerika begaben, Wladimir festzunehmen," erwiderte Puschkin.

Und empfing die schöne Elisabeth Sie so zärtlich, wie Sie wünschten, lieber Puschkin?"

Ihre Mutter und einige Freunde waren zugegen, deshalb war sie gendeligt, ihre Neigung zu verbergen," lächelte Puschkin selbstgefällig. "Bald wird sie ganz auf meinen Schutz angewiesen sein. Dafür habe ich Sorge getragen. Nun aber fort! Was die Leute, die unser Spiel spielen und unsere Masken tragen, für Augen machen würden, wenn sie uns in einem kaiserlichen Schlitten zum Winterpalast fahren sehen, und sie hören würden, daß wir zu einer Besprechung mit Seiner Majestät selbst eingeladen sind."

Warwitsch ging äbnelnisch voran, denn er meinte es mit dem Nihilismus ephlich, und Helene von Radowsky weigerte sich, den Arm Puschkins anzunehmen, und gab sich keine Mühe, den Ausdruck der Verachtung zu verbergen, den seine Worte hervorriefen.

"Zum Winterpalast!" befahl sich sprechend, Puschkin dem Kutscher.

Vor einer Einsahrt in der Nähe der Eremitage hielt der Kutscher. Graf Rissew erwartete die kleine Gesellschaft, sie in das Audienzgemach zu führen.

"Bitte, mir zu folgen," rief der Graf im Tone eines Mannes, der seine Werkzeuge, deren er sich zu einer schmutzigen Arbeit bediente von ganzem Herzen verachtete.

Unterwegs schloß sich der Detektiv Brasli ihnen an und begleitete sie bis in das Arbeitszimmer Gortschakows.

Der greise Kanzler befand sich in demselben Zimmer, in welchem er an jenen Abend gefessen hatte, an dem er den Fürsten Galigin empfing, um mit ihm über die Vertheilung zu sprechen, mit welcher der Kaiser den jungen Soldaten auszeichnete.

"Wer von diesen Leuten ist Peter Worwitsch?" fragte der Fürst, von einer Denkschrift in seiner Hand aufblickend, die mit dem Grafen Rissew eingetragenen Personen zu betrachten.

"Ich, Durchlaucht," meldete sich der Angerufene.

"Wie lange haben Sie im Dienste des Fürsten Galigin gestanden?"

"Beinahe ein Jahr."

"Sie kennen keine Gewohnheiten?"

"Ganz genau, Durchlaucht."

"Seinen Umgang?"

"Ja, Durchlaucht."

"Und seine Handschrift?"

"So genau wie meine eigene, Durchlaucht."

"Sind das die von Ihnen geschriebenen Aufzeichnungen?"

fragte der Fürst, Worwitsch ein Blatt überreichend.

Warwitsch überließ die eingeschriebenen Zeilen mit ernster Aufmerksamkeit, als wollte er sich von der Wahrheit jeder einzelnen Angabe überzeugen.

"Ja, das alles habe ich geschrieben," erklärte er endlich, das Blatt zurückgebend, "und ich bin bereit, jedes Wort zu beschwören."

Weshalb benachrichtigten Sie die Behörden nicht sofort, nachdem sie den vertauten Verkehr Ihres Heren mit den Nihilisten entdeckt und Sie sich überzeugt hatten, daß die Brandschriften, welche diese Aufwiegler verbreiteten, aus dem kaiserlichen Palast kamen?"

"Ich war ein einfacher Kommerdiener, mein Gebieter einer der Mächtigen des Reiches. Wer würde dem Sohne des Kaisers eigenen gegen den Fürsten Galigin geglaubt haben," erwiderte Worwitsch.

Gortschakow zog die buschigen Brauen zusammen, als ob er die Wahrheit dieser Begründung eingesehen hätte. Er wendete sich jetzt zu Helene von Radowsky, und forderte sie auf zu sagen, was sie wüßte.

Helene erklärte, von dem Vorgefallenen durch ihren Verlobter Worwitsch unterrichtet worden zu sein. Fürst Galigin hatte sie besucht, doch da sie eine ehrbare Frau sei, habe sie ihn nicht ermutigt. Als sie bei einer Gelegenheit in den kaiserlichen Palast gegangen war, mit Worwitsch zu sprechen, habe der Fürst sie in ihrem eigenen Schlitten nach Hause begleitet und ihr beim Abschied einen Dolch geschenkt, den sie zu ihrer eigenen Vertheidigung bei sich führen sollte.

Sie legte den Dolch auf den Tisch. Fürst Gortschakow nahm ihn auf und prüfte ihn mit neugierigen Blicken.

"Sie heißen Radowsky?" fragte er plötzlich.

"Ja, Durchlaucht."

"Ihre Familie kommt aus Warschau?"

"Ja, Durchlaucht."

Nachdem Ihr Vater aus dem Gefängniß entlassen wurde, ging er nach England?"

"Ja, Durchlaucht."

gnabigung Ihres Vaters durchzusetzen, und auch das gelang ihm, und ich müßte mich sehr irren, wenn er es nicht war, der ihrem Vater durch fremde Hand reiche Geldunterstützungen sandte. Doch zurück zu unserer Angelegenheit. Puschkin und Brasli, laßt mich Eure Angaben hören."

Der Fürst wendete sich diesen beiden Männern zu, und so entging ihm die tödtliche Blässe, die Helene's Gesicht bedeckte, als sie den Dolch wieder an sich nahm.

Puschkin und Brasli trugen ihre Pögen mit zungenfertiger Geläufigkeit vor. Sie lästeten den Fürsten sehr oft mit Wladimir Kulow gesehen, der an der Spitze einer nihilistischen Verbindung stand, und ihn oft getroffen, wenn er die geheimen Versammlungen der unzufriedenen Studenten besuchte.

Seine Majestät wünscht die Zeugen gegen den Fürsten Galigin zu sprechen," meldete Graf Rissew.

Fürst Gortschakow erhob sich mit einiger Schwierigkeit und seinen Lippen entschlüpfte ein Seufzer, als er zu dem kleinen Empfangssaal voranschritt, in dem der Kaiser voll Ungebuld wartete.

In der Gegenwart des Czaren," murmelte Puschkin. "Das ist nur der erste Schritt zu meinem Aufsteigen. O, wenn mein Vater mich hier sehen könnte."

Die vier Verschworenen ließen sich vor dem Czaren, der in einem Lehnstuhl ruhte und sie mißtraulich betrachtete, auf die Knie nieder.

Das sind die Leute, Majestät, die uns von der Verschwörung und dem Verrath des Generals, Fürsten Wladislaw Galigin Kenntniß geben," sagte Fürst Gortschakow in einem Tone, als hoffte er auf Erwidrerungen, die dorthin würden, daß die Beschuldigungen gegen Galigin sich auf einen Irrthum fügen.

Der Czar befragte jeden Einzelnen der Zeugen. Die drei Männer wiederholten ihre Angaben mit größter Festigkeit und Zuversicht, aber als die Reihe an Helene von Radowsky kam, begann diese zu stottern, sagte plötzlich nach ihrer Kehle, als müßte sie ersticken und brach zusammen.

Sie wurde aus dem Audienzsaal fortgeschafft, und die drei Männer mit einem Win' bedeutet, daß sie sich zurückzuziehen hätten.

Eine schwere Anklage," rief Fürst Gortschakow bewegt, als er mit dem Kaiser allein war.

Wenn sie begründet wäre, wem dürfte ich dann noch trauen?" seufzte der Czar. (Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* München. Ein Urtheil darüber, ob der tägliche Genuß von 6 bis 8 Liter Bier als ausschweifende Lebensweise anzusehen sei, ist vom hiesigen Oberlandesgericht gefällt worden. Ein 32jähriger Braumeister hatte sein Leben für 5000 M. versichert, deren Auszahlung jedoch verweigert wurde, als der augenscheinlich an Herzverfettung leidende Mann schon 8 Jahre später verstarb. Die Versicherungsgesellschaft behauptete, daß ausschweifendes Leben bedeutendlich übermäßiger Biergenuß den Tod verursacht habe. Das Gericht aber entschied im Sinne der Erben, und zwar mit der Begründung, daß die erwähnte Biermenge zwar für viele eine Ausschweifung bedeuten würde, nicht aber für einen schweren Arbeiter verrichtenden Braumeister. Aus den sachverständigen Urtheilen der ersten hiesigen ärztlichen Autoritäten ergab sich, daß die mittlere Lebensdauer des Münchener Braupersonals durchschnittlich um 11 Jahre niedriger ist als diejenige der übrigen Bevölkerung.

* Eine neue Entschuldigung brachte dieser Tage in New-York ein Mann vor, der sich wegen Betrunktheit vor dem Friedensrichter zu verantworten hatte. Seine Vertheidigung war: "Er habe nur die Lehren der Bibel befolgt". Der Richter lächelte ungläubig; dieses Lächeln verwandelte sich aber schnell in Erstaunen, als der Mann eine Bibel verlangte, ohne Hören Sprüche 31, Vers 6 und 7 aufschlag und mit lauter Stimme also las: "Gebt starkes Getränk Denen, die unkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Glendes vergessen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken." Der Richter hörte zu und sprach: "Sie können gehen."

* Das Geld im Sprichwort. Bei vielem Geld nicht aus der Art zu schlagen, das will viel sagen. — Das Geld zieht hinkend ein und geht tanzend fort. — Das Geld giebt man aus, den Karren hält man zu Haus (der Narr bleibt man). — Das Geld ist nicht aller Leute Freund. — Das Geld macht Numm und Gerades krumm. — Es wird viel Geld verloren, um zu gewinnen. — Für Geld bekümmert man den Hiel. — Geld borgen macht die Zeit kurz. — Geld giebt Ehre, sagte der der Frosch, da er sich auf einen Hessler setzte. — Geld hilft Vielen in die Hölle, aber Keinem heraus. — Geld ist nicht eitel, es geht auch in einen schlechtenbeutel. — Geld macht taub. — Geld regiert die Welt und der Knäuel den Menschen. — Gestohlenes Geld schimmelt nicht. — Hast Du Geld, so riß Du lieb, Du seiest Schelm oder Dieb. — Ohne Geld, ohne Freund. — Was Geld werth, weiß man erst, wenn man keins hat. — Verliehen Geld macht Freunde. — Weil ich hab Geld genommen, kann die Wahrheit nicht aus mir kommen. — Wem man Geld geliehen, vor dem muß man den Hut abziehen. — Wenn man's am Geld rüch, womit es verbrent ist, gar manchmal müßte man räuchern. — Wer des Geldes Werth nicht kennt, der gehe zum Nachbar, um einen Thaler zu borgen. — Wer Geld ausleiht ohne Hand, hat einen Wurm in seinem Verstand. — Wer Geld einfordert, klopft stets zu früh an. — Wer Geld gewinnt und Freiheit verliert, verliert mehr als er gewinnt. — Wer Geld hat, kann sich seine Schwieger-söhne auswählen. — Wer Geld in Händen hat, dem bleibt oft etwas kleben. — Wer sein Geld verlieren will und weiß nicht wie, der setz' es in die Lotterie. — Wer von mir Geld leihen will, der ist mein Feind oder will es werden. — Wo Geld das Urtheil spricht, da ist gewiß kein recht Gericht. — Wo Geld ist, da ist der Teufel, wo keins ist, neumanneneuzig. — Wo man Geld zählt, da zählt man die Gebote nicht. — Das Geld nicht ansehen, ist oft große Klugheit. — Gespieltes Geld hat Klügel. — Für Geld ist alles feil, nur ein gut Gewissen nicht. — Geld kommt nicht allein, Sorge stellt sich mit ihm ein. — Geliehen Geld geht mit Lachen fort und kommt mit Weinen zurück. — Ohne Geld leben, ist ohne Hebern fliegen. — Unrecht Geld erbt nicht aufs dritte Glied. — Wer Geld borgt, um Bauholz zu kaufen, der baut, um aus dem Hause zu laufen. — Wer will Geld und Gut verlieren, fange an zu prozessiren. — Wo Geld den Eoelmann macht, da kann auch der Bauer Junker werden.

* Schnell gefaßt. Gnädige Frau (den Diener bade treffend, wie er gerade eine Flasche an den Mund setzen will) "Ist das Ehrlichkeit, Jean?" — Diener (stramm): "Nein es scheint Rosenliquenur zu sein!"

* Schwierig. "Womit wirst Du Deine Frau zum Geburtstag überraschen?" — "Ich lerne heimlich ein Posaunen-Ständchen!"

* Freundlichkeitsliche Aufmunterung. "Geh, Freundel, schreib' doch wieder einmal ein Drama!" — "Wie kommt gerade Du dazu, das zu wünschen?" — "No weißt Du, ich möchte für mein Leben gern einmal dabei sein, wenn ein Stück ausgepfiffen wird."

Concert.

(Eingefandt.)

Die Leser dieses Blattes werden darauf aufmerksam gemacht, daß Sonntag, d. 2. Mai im Saale des Hotel "Weißer Adler" ein von Mitgliedern der Philharmonischen Gesellschaft aus Dresden veranstaltetes Concert stattfinden wird. Der dadurch dem hiesigen musikalischen Publikum dargebotene Kunstgenuß ist ein so ausgezeichnetes und das gewählte Programm ein so treffliches, daß wir nur dazu rathen können, das Concert zu besuchen. Uebrigens sind die ausführenden Damen überall denkbar freundlich und bei überfüllten Sälen aufgenommen worden und werden gewiß auch bei ihrem hiesigen Auftreten aller Herzen gewinnen. Von den zahlreichen anerkennenden Besprechungen über die bisherigen Concerte dieser Vereinigung sei nur die folgende erwähnt:

Das Riese'sche Tageblatt (Antikblatt) und Vöte schreiben unterm 24. October v. J. über das Concert der Mitglieder der Philharmonischen Gesellschaft: Die Concertsängerin Frl. Marg. Bruck und die Violinvirtuosin Frl. Debert, welche schon im vorigen Jahre die Zuhörer erfreuten, boten auch diesmal Vorzügliches. Die Coloraturfängerin Miß Anni Garwell entzückte durch tadellose Reinheit; Miß Kothe Garwell hatte keine geringe Aufgabe, die vielen Vorträge so musterhaft zu begleiten. Das Concert erfreute sich eines sehr guten Besuches und einer nicht minder guten Aufnahme. Man applaudirte nach jedem Vortrage härmisch. Jedenfalls darf man sämmtlichen Mitwirkenden das allerbeste Prognostikon ausstellen. Möchten wir die gefürchten Gäste recht bald einmal wieder in Niesla begrüßen können. Ein dankbares Publikum als das hiesige, dürften sich anderwärts kaum finden.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mästerchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Rechte, rein gefärbte Seide kräufelt sofort zusammen, verliert bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbraunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die "Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenjag zur ächten Seide nicht kräufelt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der ächten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Die Seidenfabriken G. Henneberg (t. u. t. Hoflied.) Zürich versenden gern Muster von ihren ächten Seidenstoffen an Jedermann und liefern einzelne Rollen und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Haus.

Mais- u. Gerstenschrot,

Taubenmais,

gebrochenen Mais für junge Hühner, Roggen- und Weizenkleie, Malzkeime und Hafer, Pferdezoahn, Saaterbsen und Saatwicken

verkauft Hofmühle Wilsdruff, L. Kühne.

6 Stück starke hochtragende Kühe oder solche, worunter die Kälber stehen, sind preiswerth zu verkaufen in Oberhermsdorf Nr. 22.



Wollen Sie Ihre

Wäsche

wirklich gut und vortheilhaft waschen, so kaufen Sie

Elfenbein-Seife

oder Elfenbein-Seifepulver mit der Schutzmarke „Elefant“. Man achte auf Schutzmarke „Elefant“.

Günther & Haussner, Chemnitz-Kappel.

In Wilsdruff bei: Otto Fünfstück, Bruno Gerlach, Paul Kleisch, Hugo Plattner, Hermann Streubel, Rudolf Schmidt, Anton Wendisch, C. A. Hertel, Hugo Busch.

Haarwuchs thatsächlich fördernd, Haarböden kräftigend und reinigend, Schuppenbildung verhindernd wirkt bei stänendem Gebrauch untrüglich B. Knauths echtes, aufrichtiges

Arnica-Haaröel

mit geteilt, geschützter Etikette. Flaschchen zu 50 u. 75 Pfg. in Wilsdruff allein echt bei Paul Kietzsch.

Ernst Schroeter, Photograph, Meissen,
gegründet 1856, seit 1861 **Obergasse II,**
Inhaber: **Bernhard und Rudolph Schroeter,** Maler und Photograph,
Aeltestes und grösstes Atelier am Platze.

empfehl ich einem geehrten Publikum zur Ausführung von **Photographien jeden Genres** in solidem Material und zu civilen Preisen (Visit à Dutzend Mark 6 —, Täglich — auch Sonntags — geöffnet. Langjährige Erfahrung in gewerblichen, technischen und landwirthschaftlichen Aufnahmen. Eigene Ausführung von Arrangements; Vergrößerungen von Gemälden jeder Art. Bequeme Anfahrt.

Zur Radfahr - Saison

empfiehlt
die **Fahrrad - Handlung**
von

Ernst Hennig, Wilsdruff

die berühmten und weltbekannten, mit den höchsten Preisen prämiirten

Atilia - Fahrräder

sowie **Neckarsulmer**  **Pfeil-Räder**

Werthen Interessenten zur Nachricht, daß Maschinen neuester 1897er Modelle bei mir am Lager sind und dieselben zu denkbar billigsten Preisen bei einjähriger schriftlicher Garantie abgebe. Das Fahrenlernen bei Kauf eines Rades gratis. Gleichzeitig halte **sämmtliche Radbestandtheile** und **Utensilien**, sowie **prima Fahrrad- und Nähmaschinen - Oel**, in Flaschen und ausgewogen, am Lager. **Sämmtliche Fahrrad-Reparaturen** werden schnell und billigt in bekannter Weise ausgeführt.

Familien - Nähmaschinen

Ferner empfehle **fl. hocharmige deutsche** unter 3jähriger Garantie zu sehr billigen Preisen. Bei Bedarf in vorgeannten Artikeln halte ich mich angelegentlichst empfohlen und bitte ich um geneigten Zuspruch

E. Hennig,
Schlossermeister, Zellaerstraße Nr. 35.

Zeit und Arbeit, vor allem Bleiche

spart man bei Verwendung von

Döbelscher **Terpentin - Schmierseife,**
à Pfund 30 Pfg., schön weiß, bisher unübertroffen,
Terpentin - Seifenpulver,
à Packet 15 Pfg., leicht löslich und nicht angreifend,
von **Hermann Otto Schmidt, Döbeln.**

Man verlange ausdrücklich **Döbelscher.**

Zu haben bei: **Anton Wendisch, Otto Fünfstück, Rudolf Schmidt, Hugo Plattner, Hermann Streubel in Wilsdruff.**

Spezialität gegen Wanzen,
Flöhe, Küchenungeziefer, Motten,
Parasiten auf Hausthieren zc. zc.



Zacherlin

wirkt staunenswerth. Es tödtet unübertroffen sicher und schnell jedwede Art von schädlichen Insekten und wird darum von Millionen Kunden gerühmt und gesucht. Seine Merkmale sind: 1. die versiegelte Flasche, 2. der Name: „Zacherl.“
In Wilsdruff bei Herrn Aug. Schmidt.

Alles Zerbrochene

Glas, Porzellan, Holz u. s. w. fittet am allerbesten der rühmlichst bekannte, in Lübeck einzig prämiirte **Blüh-Stanfer-Nitt,** nur echt in Gläsern à 30 u. 50 Pfg. bei **Aug. Schmidt, Stauffhaus.**

Der Optimist.
Wie glücklich ist zu jeder Frist
Zu leben doch der Optimist,
Er findet Alles in der Welt
So schön, als hätt' er's so bestellt,
Und wer von schlechten Zeiten spricht,
Er raisonnirt und nörgelt nicht,
Den weist er mit vergnügtem Sinn
Sofort auf Dresdens „Gold-Eins“ hin.
„Man schwärmt“, so spricht er, „wohl noch heut'
Von einer „guten, alten Zeit“,
Doch an die heut'ge Kleiderpracht
Hat damals kaum ein Fürst gedacht.“

Frühjahrs - Saison 1897.
Frühjahrs Heberzicker in allen Farben und Qualitäten M. 7, 9, 14, 18 und höher. **Havelock's** M. 7, 10, 14 und höher. **Rock- und Jacket-Anzüge**, bei mir wie bekannt reell und gut, M. 6³/₄, 8, 11, 14, 19, 24 und höher. **Einzelne Hosen** in allen Stoffen, Größen und Weiten M. 1¹/₂, 2¹/₂, 4, 6, 7¹/₂ u. höher. **Jackets und Joppen** in kollossaler Auswahl M. 4, 5, 6, 8 und höher. **Knaben-Anzüge** und **Mäntel** M. 2, 3, 5 und höher.

Dresdens größte und billigste Einkaufs-Quelle.

Goldene Eins

Inhaber: **Georg Simon,**
I, II und III. Et. 1 Schloßstr. 1 I, II. und III. Et.

Apotheker Ernst Raettig's Maß- und Feinpulver für Schweine.

Reinliche Schweinehaltung, schnelles Heilwerden, Mittel zuweilen, erzeugt Fruchtbarkeit; verhindert Schindeln, jede Krankheit und innerliche Hitze und schließt die Thiere vor vielen Krankheiten. Preis 50 Pfg.
In Wilsdruff in der Löwenapotheke.



Maria-zeller Magen-Tropfen

Man achte auf die Schutzmarke!
Man achte auf die Schutzmarke!
vortrefflich wirkend bei Krankheiten des Magens, sind ein **unentbehrliches altbekanntes Haus- und Volksmittel** bei Appetitlosigkeit, Schwäche des Magens, überreichendem Nüchtern, Blähung, saurem Aufstoßen, Kolik, Sodbrennen, übermäßiger Schleimproduction, Gelbsucht, Ubel und Erbrechen, Magenkrampf, Paralyse der Verdauung.
Auch bei Kopfschmerz, falls er vom Magen herrührt, Ueberladen des Magens mit Speisen und Getränken, Würmer, Leber- und Hämorrhoidal-leiden als heilkräftiges Mittel erprobt.
Bei genannten Krankheiten haben sich die **Maria-zeller Magen-Tropfen** seit vielen Jahren auf das Beste bewährt, was Hunderte von Zeugnissen bestätigen. Preis à Flasche sammt Gebrauchsanweisung 80 Pfg., Doppelflasche M. 1.40 Central-Versand durch Apotheker Carl Brady, Apotheke zum „**Rösig von Ungarn**“, Wien I Fleischmarkt, vormalig Apotheke zum „**Schupengel**“, Kremsier (Mähren).
Man bitte die Schutzmarke und Unterschrift zu beachten.
Die **Maria-zeller Magen-Tropfen** sind echt zu haben in **Wilsdruff, Löwenapotheke.**
Vorschrift: Aloe 15.00; Zimmtbude, Corianderkorn, Fenchelsamen, Anisfrühen, Pfeffer, Sandelholz, Calamuswurzel, Zitronenwurzel, Santalwurzel, Kadiabarba, von je dem 1.75, Weingeist 60% — 750.00.
Alle diese Species werden grob zerleinert und Tagelänglich in 750 Gramm 50%igen Weingeist bei öfterem Umrühren digerirt (ausgelaut) und sodann filtrirt.

Namenlos glücklich
macht ein zarter, weißer, rosigter Teint sowie ein Gesicht ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man:
Bergmann's Lilienmilchseife
von **Bergmann & Co. in Radebeul-Dresden.**
(Schutzmarke: Zwei Bergmänner)
à Stück 50 Pfg. bei **Apotheker Zzschaschel.**

Billigste Bezugsquelle für feinsten
Deutschen Cognac,
mehrfach prämiirt und ärztlich empfohlen.
Ltr. Fl. 70, 80, 90, 1, 110, 135, 150, 165, 180, 200.
Ltr. Fl. 1.20, 1.40, 1.60, 1.80, 2, 2.30, 2.70, 3.10, 3.40, 3.70.
Ltr. Fl. 1.50, 1.75, 2, 2.25, 2.50, 3, 3.50, 4, 4.50, 5.00.
Per Ltr. excl. Fass 1.25, 1.50, 1.75, 2, 2.25, 2.75, 3.25, 3.75, 4.25, 4.75.
fl. Eier-Cognac Ltr. Fl. 1.20, Ltr. Fl. 2.25, Ltr. Fl. 2.75, per Ltr. excl. Fass 2.50.
Als hervorragendes Produkt anerkannt, empfiehlt und versendet **Hans H. Harder, Dresden-Löbtau.**

Futtermittel.
Mals M. 4.15
Reisfuttermehl, 24-28% " 4.—
Weizenkleie, grobe " 4.15
Baumwollsaatmehl 58-62% " 5.50
Erdußkleie, 50 kg " 2.—
Fricke & Co., Hamburg 8.

Waltsgott geflüchter
Citronensaft
anerkannt bestes und wohlgeschmeckendstes Fabrikat für Speisen und als Erfrischungsmittel, empfiehlt Apotheker **Zzschaschel.**

Seidenrester
zu Braut- und Ballkleidern, Blousen, Einsätzen etc. Seidene Kopf-Shawls, Schürzen in größter Auswahl im Putzgeschäft, **Anna Nicolas, Wilsdruff, Freiburgerstraße 5 b.**

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
Wochenblatt für Wilsdruff.
№ 18. 1897.

Die holländische Erbschaft.

Roman von S. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Recht entmuthigt kehrte der junge Rechtsgelehrte nach Amsterdam zurück. Die Nachforschungen kosteten Geld, und seine Mittel erlaubten ihm nicht, für eine wahrscheinlich nutzlose Sache große Summen auszugeben.

Nach seiner Rückkehr von Ostende hatte Doktor Rembold sich die hinterlassenen Papiere des Oswald Braun aushändigen lassen. Er fand in diesen, daß Marie Braun, geborene Reinkens, aus Hamburg stammte; er hatte — der Name schien dort sehr verbreitet — auf Grund des Hamburger Wohnungsanzeigers an alle Reinkens, es waren deren über dreißig in der Stadt, geschrieben, daß ihnen eine sichere Erbschaft in Aussicht stände, wenn sie nachweisen könnten, daß eine Frau Marie Braun, geborene Reinkens, mit ihnen verwandt gewesen wäre.

Er erhielt von einundzwanzig Leuten Antworten, aus denen hervorging, daß die Schreiber logen und keine derartige Verwandtschaft nachweisen konnten. Echte Verwandte von Marie Reinkens-Braun schien es wohl überhaupt nicht zu geben, daraus erklärte es sich auch, daß des Pflichttheils keines solchen in dem Testamente Erwähnung geschah, während die etwaigen Erben der Linie Braun sorgfältig nach Name und derzeitigem Wohnsitz aufgezählt waren.

Höchst niedergeschlagen saß Otto Rembold in seinem Zimmer und studirte jetzt zum hundertsten Male die Aufforderungen des Amsterdamer Stadtgerichts, daß der Vermißte sich melden solle. Sie bezogen sich auf Erich Braun, geboren in New-York, dessen Mutter den Namen Reinkens angenommen, und der im Jahre 1879 unter dem Namen Erich Reinkens, Sohn der Frau Marie Reinkens, von Ostende heimlich nach London zu Schiff gegangen war. Das war deutlich genug — die Behörde hatte in dieser Hinsicht nichts versehen. Man konnte in der Angelegenheit nicht besser verfahren.

Es pochte, und Juffrouw Büsum trat bescheiden ein.

„Herr Doktor,“ begann sie mit ruhiger, sanfter Stimme, „nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich mich in ein Geschäft Ihres Berufes einmische. Ich kann es aber nicht sehen, daß Sie verdrießlich sind, und Sie sind schon seit einiger Zeit mißstimm. Durch Zufall habe ich erfahren, daß Sie sich mit der Erbschaftsangelegenheit des alten Braun beschäftigen, von der die Zeitungen im vorigen Jahre so viel sprachen.“

„Sie haben das erfahren, Juffrouw?“ frug Doktor Rembold, einen lebhaften, jedoch nicht sehr freundlichen Blick auf die Sprecherin werfend.

„Ja,“ stüsterte sie mit niedergeschlagenen Augen. „Ich sah einmal auf Ihrem Schreibtisch einen Papierbogen liegen, von dem mir die Ueberschrift: „Oswald Braun's Erbschaftsangelegenheit“ in die Augen fiel. Ich vermuthete deshalb, daß Sie sich mit dieser Sache beschäftigen.“

Der junge Rechtsgelehrte schüttelte den Kopf. „Ich erinnere mich nicht ein Papier mit solcher Aufschrift in meinem Besitz gehabt zu haben,“ erwiderte er.

„Doch, Herr Doktor, doch,“ versicherte Juffrouw Büsum. „Wie sollte ich sonst von der Sache etwas wissen? Und weil ich nun Sie so niedergeschlagen wegen dieser Sache vermuthete, habe ich ein wenig nachgeforscht.“

„Sie, Juffrouw?“ rief der Anwalt und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Ja, Herr Doktor, das Interesse für Sie befehle mich. Ich erinnere mich eines Vorkäufers, der bei der Versteigerung des Nachlasses des alten Braun Möbel und Porträts gekauft hatte. Ich ging zu ihm und entdeckte dort ein Jugendporträt des Erblassers und ein ebensolches von dessen Frau.“

„Und Sie haben diese erworben?“

„Ja, ich habe sie gekauft, und es sind unzweifelhaft die Porträts der genannten Personen.“

„Kann ich die Bilder sehen?“ erkundigte sich eifrig der Anwalt.

„Gewiß, Herr Doktor, ich will sie Ihnen sofort bringen.“ Sie schritt, ungemein leichtfüßig für ihre hohe Gestalt, aus dem Zimmer und erschien nach kaum einer Minute mit zwei ziemlich großen Pastellbildern, die sie Rembold hinreichte.

Die Gemälde waren Brustbilder und stellten in halber Lebensgröße einen Mann dar von ruhigen, kräftigen Gesichtszügen mit blondem Schnurrbart, blondem Haar und blauen Augen. Die Frau auf dem Bilde hatte ein geradliniges, aber scharfes Gesicht von nervösem Ausdruck mit sehr großen, dunkelblauen Augen und welligem, fast schwarzem Haar.

„Die Namen stehen hinten auf den Bildern,“ unterbrach Juffrouw Büsum des Anwaltes Betrachtung der Gemälde.

Rembold kehrte die Bilder um. Dort stand in verächtlicher, verblichener, theilweise von Feuchtigkeit verwischter Schrift: „Oswald Braun, 1866, New-York“ auf dem Männerporträt, und auf dem anderen: „Marie Braun, geb. Reinkens, 1866, New-York.“ Es war kein Zweifel, diese Gemälde stellten das Ehepaar in seinen Jugendjahren vor.

Die Gemälde freuten den Anwalt ungemein. Es war damit vorläufig zwar nichts gewonnen, aber sie konnten, falls ein Erbe sich meldete, durch Ähnlichkeit etwa einen Beweis verstärken — wohl nicht für die Behörde, aber für ihn, den Anwalt. Sie waren doch etwas. Er wußte jetzt, wie die Eltern des Vermißten ausgesehen hatten, und er kombinirte sich im Geiste, wie der Sohn vielleicht aussehen könnte.

„Sie haben mir durch Auffindung der Porträts einen großen Dienst geleistet,“ sprach darauf der Anwalt wirklich dankbar zu seiner Wirthin.

Diese wurde roth vor Glückseligkeit beim Tone dieser Worte. „Die Bilder gehören Ihnen,“ antwortete sie.

„Natürlich erstatte ich Ihnen Ihre Auslagen wieder.“

„O nein, Herr Doktor,“ wehrte Juffrouw Büsum ab, „eine Kleinigkeit —“

„Ich nehme sie nicht anders an,“ beharrte der Anwalt. „Bitte, sagen Sie mir Ihre Auslagen. Es geht das Alles auf Konto der fünfundsingigtausend Gulden Kosten,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Ach, es waren nur fünf Gulden,“ flüsterte sie. „Es freut mich nur, wenn ich Ihnen einen kleinen Dienst habe leisten können.“

„Das ist für mich ein großer Dienst,“ sprach ernst der junge Anwalt, zog seine Börse und entnahm dieser das Geld, welches er auf ein Nebentischchen, das an seinem Schreibpult stand, legte.

Juffrouw Büsum nahm fast betrübt das Geld. Die Bilder hatten nur drei Gulden gekostet; sie hatte „für alle Fälle“ einen kleinen Profit bei dieser Sache gemacht.

„Ich danke Ihnen nochmals von Herzen,“ sagte der Anwalt und reichte ihr die Hand.

Die Dame drückte diese warm und sanft. „Ihr Interesse, Herr Doktor, ist mein Interesse,“ äußerte sie mild. „Dann erhob sie sich und verließ liebenswürdig, frauenhaft und überaus bescheiden das Zimmer.“

Das Auftauchen dieser Porträts kam Otto Rembold wie ein Fingerzeig vor, die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Er beschloß, noch ein letztes aufzuwenden und persönlich nach Hamburg zu reisen, um daselbst Spuren der Mutter des Vermißten nachzuforschen.

5.

Eine Woche nach dem plötzlichen Tode des Iränders in der Berlenstation Kossak lief der Kontrakt des Tauchers Palow und der von Erich Reinkens ab. Palow wollte, nachdem er seinen Lohn und seine Tantidime ausbezahlt erhalten, mit dem nächsten Dampfer nach Europa abreisen. Reinkens dagegen erbot sich, den Kutter des verunglückten Iränders zu übernehmen und dessen Tauchergeschäft bis zum Schluß der Saison gegen eine Pachtsumme zu Ende zu führen.

Dies Anerbieten war immer noch vortheilhafter für die etwaigen Erben des Ertrunkenen, als wenn das Schiff unthätig in der Bucht gelegen hätte. Der Sheriff ging deswegen auf das Anerbieten Reinkens ein, und dieser fuhr am folgenden Tage — es war an einem

Montag — mit dem Kutter des Iränders, dessen gesammte Bemannung bis auf Palow er beibehalten hatte, nach den Berlegründen hinaus.

Am nächsten Tage sollte der Londoner Dampfer nach Bombay abgehen, und auf diesem hatte Palow bis dorthin Ueberfahrt genommen. Er war gegen seine sonstige Gewohnheit sehr solide, trank nicht mehr und mied die Spielhöhlen. Er schlenderte an der Bucht umher, suchte Muscheln und schien einzig damit beschäftigt, für die Heimreise Erinnerungszeichen an seinen Aufenthalt hier auf dieser weltabgeschiedenen Niederlassung einsammeln zu wollen, wie die Matrosen das im Gebrauch haben.

Palow und Reinkens wohnten in demselben Logirhause. Es waren das lange, schuppenähnliche Gebäude, einstöckig, mit einem langen Mittelgange, zu dessen beiden Seiten kleine einfenstrige Kammern lagen. Ihre ganze Ausstattung bestand je aus einem Maisstrohbett, einem Holzstuhl und einem Tisch. Schränke gab es in diesen Zimmern nicht; ihre Kleider hingen die Bewohner an Nägeln auf, und ihre sonstigen Habseligkeiten bewahrten sie in Bündeln, die auf der Erde lagen, oder in Koffern und Holzkristen, falls sie solche besaßen. Geld oder Geldeswerth behielt keiner der Arbeiter in seinem Zimmer, es war allgemein üblich, dem Sheriff, der, wie erwähnt, zu gleicher Zeit

Postmeister und Bankier war, werthvolle Gegenstände und das ersparte Geld in Verwahrung zu geben.

Am Tage war nur selten einer der Bewohner in seiner Stube, da die Arbeiter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf den Schiffen draußen in der See ihr Geschäft hatten. Sie gingen Morgens früh fort und kamen beim Dunkelwerden heim. Die Stuben waren nicht verschließbar, und die Thüren hatten gar keine Schlösser, sie konnten nur von innen durch einen Holzriegel versperrt werden. Am Tage standen sie offen, der Reinigung und Lüftung wegen, die bei dem wenigen Dienstpersonal, welches die Hoteliers für die Logirhäuser hielten, den ganzen Tag in Anspruch nahm.

Palow machte sich heute in seinem Zimmer zu schaffen, packte seine Sachen, die ein schwächtiges Bündel ausfüllten, und wanderte, ab und zu mit dem Malayen plaudernd, welcher das Aufräumen des Zimmers in diesem Hause besorgte, auf dem Gang hin und her. Plötzlich sah ihn der Aufwärter in Reinkens' Zimmer. „Das ist doch nicht Ihr Raum, Mann — was machen Sie denn da?“ frug ihn der Farbige.

„Es ist nur ein Spaß, den ich mit Reinkens vorhabe, ein Abschiedsscherz,“ antwortete Palow lachend. „Hier, Freund, verrathet nichts,“ fuhr er fort und gab dem Mann ein Dollarstück.

Er verließ sofort die Stube, aber der vorher verschlossen gewesene Holzkoffer in dem Raum stand jetzt offen, und Palow schob eilig ein Couvert, das er einer altmodischen Briefftasche entnommen hatte, in seine Brusttasche.

Erst Abends spät, nachdem Reinkens die vielerlei Geschäfte, welche die Uebernahme des Kutters mit sich brachte, abgewickelt hatte, kam er in seine Stube. Er hatte vom nächsten Tag an schon ein Zimmer in einem der „Hotels“ gemiethet, da er als Prinzipal nicht wohl länger ein unverschließbares Zimmer in einem Arbeiterhaus bewohnen konnte. Er war zu Tode erschöpft und warf sich auf sein Lager, wo er sofort in tiefen Schlaf verfiel. Noch bevor er aufstand, war der englische Dampfer, und mit diesem Palow, in See gegangen.

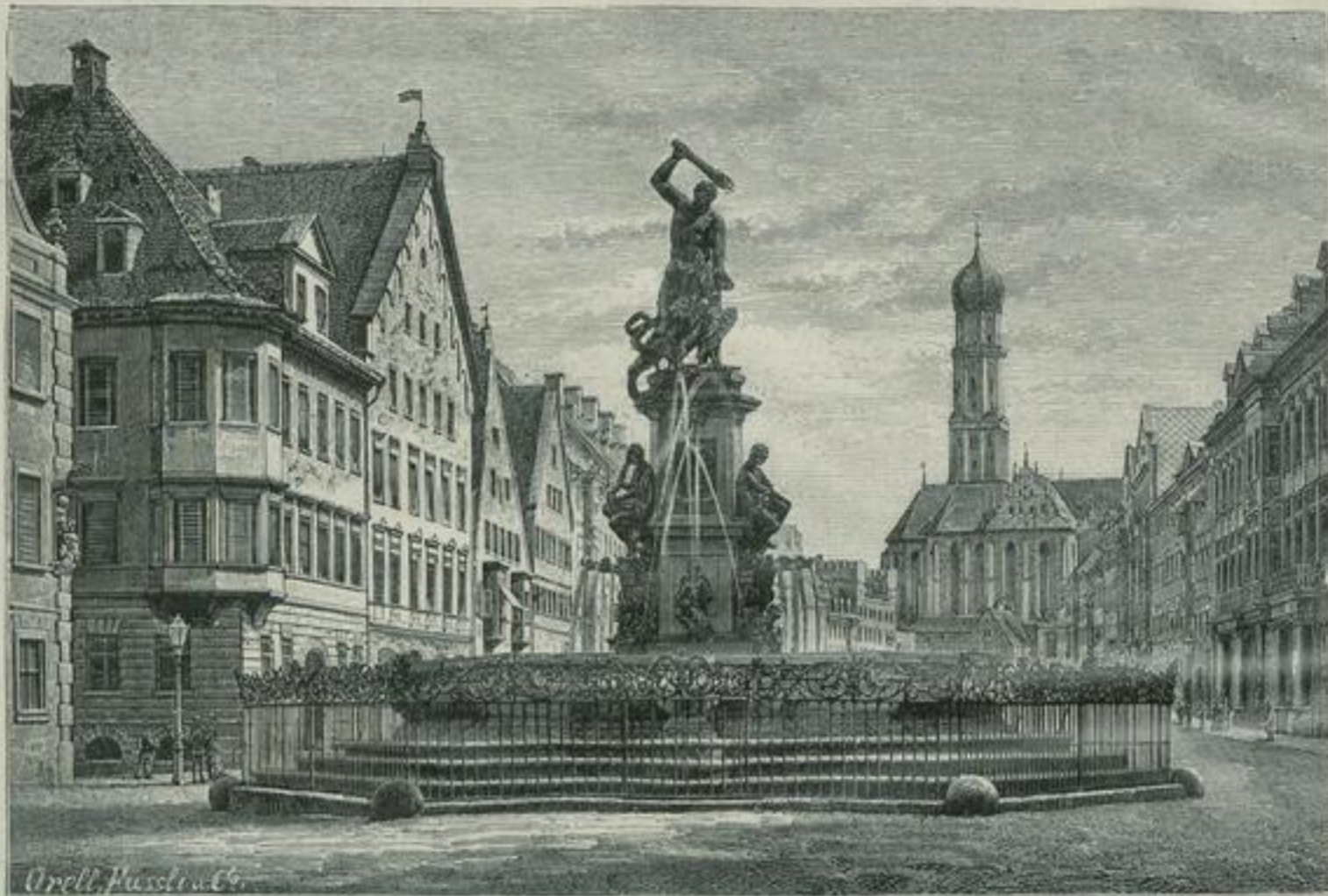
Als Reinkens seinen Holzkoffer in das Hotel tragen wollte, bemerkte er zu seiner Ueberraschung, daß seine „Seekiste“, wie der Matrose diese Art Holzkoffer nennt, mit einem Stemmeisen aufgebrochen war. Er sah sofort nach, seine Sachen waren vollzählig, es fehlte ihm nichts — er zeigte dennoch das seltsame Vorkommniß dem Sheriff an.

Dieser erklärte die Sache für einen dummen Spaß Palow's, der dem als peinlich ordnungsliebend bekannten Kameraden wohl nur zum Abschied einen Schabernack habe spielen wollen. Das sei wahrscheinlich, weil ihm ja nichts fehle. Seine Ansicht wurde durch die Aussage des Aufwärters bestätigt.

Reinkens ging mit seinem Kutter in See und plagte sich weidlich, da er die Geschäfte des Schiffseigners und die Arbeit des ausgetretenen Palow mit übernehmen, das heißt für zwei arbeiten mußte. Palow dampfte indessen mit dem schnellfahrenden Schiffe nach Bombay.

Er kam ohne Zwischenfall in der englisch-indischen Hafenstadt an und fuhr in den nächsten Tagen nach Aden durch das Rote Meer, passirte den Suezkanal und traf zur festgesetzten Zeit, etwa fünfundzwanzig Tage nachdem er Kossal verlassen, in Marseille ein. Hier wies er beim Betreten des Landes einen Paß vor, der ihn in Uebereinstimmung mit der Schiffslarte als: Erich Reinkens, Maat und Bürger der Vereinigten Staaten legitimirte. — Es ward Palow nicht

schwer, in Marseille die Berle zu verkaufen. Er that dar, daß er soeben mit dem Schiff von Bombay gekommen sei, seine Papiere wiesen seine Persönlichkeit nach. In Bombay wird bekanntermaßen ein lebhafter Handel mit Juwelen und Perlen getrieben, namentlich kommen dort seltene und sehr schöne Stücke vor. Der Juwelier in Marseille hatte somit keine Ursache zu irgend welchem Mißtrauen. Die Fälle, daß aus Indien kommende Fremde kostbare, un-



Der Herkulesbrunnen in Augsburg. (S. 72)

gefaßte Steine und Perlen verkauften, waren häufig. Er bot Palow viertausend Franken für das Doppelpaar. Der Taucher jedoch kannte den Werth der Waare. Er zeigte sich sehr zäh.

„Für diese selten reinen, weißen, herrlich gerundeten Perlen,“ sagte er, „erhalten Sie nach der Fassung ohne jeden Zweifel achttausend Franken. Wenn ich sie Ihnen für fünftausend lasse, so verdienen Sie immerhin sicher dreitausend Franken. Das scheint mir ein recht hübscher Gewinn. Unter fünftausend gebe ich die Perlen nicht.“

Der Juwelier sah ein, daß er einen Mann, der seine Waare gut kannte, vor sich hatte — er stimmte nach einigem Zögern und nach nochmaliger Untersuchung der Perlen mit Lupe und Hämmerchen zu und händigte Palow fünf gute, blaue, französische Tausendfrankstücke ein.

Das erste, was Palow jetzt that, war, daß er in ein Kleidergeschäft ging und sich von Kopf bis zu den Füßen wie ein Pariser Modeheld ausstaffiren ließ. Einen Tag hielt er sich in Marseille auf, dann nahm er ein Billet und reiste nach dem weltbekannten Spielort Monaco bei Nizza, wo er in einem Hotel Wohnung nahm. Er war von jetzt an hier täglicher Gast an den grünen Tischen des Hazardspiels und spielte andauernd und leidenschaftlich mit abwechselndem Glück.

6.

Aus dem Herbst war Winter geworden, dieser auch vergangen, und jetzt war der Frühling in das Land getreten. Die Kanäle der holländischen Niederungen zeigten sich vom Eise frei, die Wiesen leuchteten in frischem Grün und zeigten sich bestickt von Millionen gelber

Butt und glän Land dufti Schn neuer wied freud

Mai doch in d Gaud sah e

verfü nach ein M hatte Verbl erkun

ihm „Dön seine diese Er n Stim welche an je wollte

lisch sum Gesicht schlag gedrückte Geld ihren Schw lischen

nie in hatte gab e da sie eine sehenn in ein machte dem gehen guten verbra ganz

schönen fames zu m unter Neue und i dustia Haupt war g Harler nicht Herren

sonntä konseru schirm Fährre Neue sah sie Wasser der we die kor

Butterblumen. In den Häfen regte es sich von Seglern, Dampfern und Fischerbooten jeder Art. Der Himmel war blaßblau, schwere glänzende Wolken schwebten an ihm, und Tausende von See- und Landvögeln regten in dem sonnen-
duftigen Aether fröhlich ihre Schwingen. Die Erde schien zu neuem Leben erwacht, Alles war wieder verjüngt und hoffnungs-
freudig.

Der „wunderschöne Monat Mai“ mit seiner Sonne hatte jedoch seine Hoffnungsdimmer nicht in die Wohnung der Juffrouw Gaudentia Büsum gestreut. Dort sah es trüb aus.

Doktor Rembold war dauernd verstimmt, er war von seiner Reise nach Hamburg zurückgelehrt, ohne ein Resultat erzielt zu haben. Er hatte nicht das Geringste von dem Verbleib der Frau Marie Meinkens erkunden können.

Der junge Anwalt gab den ihm so am Herzen liegenden Fall „Oswald Braun's Erbe“ auf, und seine vierhundert Mark, die er in diese Sache gesteckt hatte, verloren. Er widmete sich mit resignirter Stimmung seiner Anwaltspraxis, welche leider nur sehr langsam an zahlenden Klienten zunehmen wollte.

Da ihr Miethsherr melancholisch war, so zeigte Juffrouw Büsum auch ein ernstes, trauriges Gesicht und ging mit niedergeschlagenen Augen und mit herabgedrückten Hoffnungen umher. Sie stückte mit fieberhaftem Fleiß, um Geld zu verdienen, und behandelte ihren Miether mit jener sanften Schwermuth, die etwas von himmlischem Troste an sich hatte.

Juffrouw Büsum ging sonst nie spazieren. Nach frischer Luft hatte sie kein Bedürfnis, Bewegung gab es für sie im Hause genug, da sie acht Zimmerherren und nur eine Aufwärterin hatte. Das Gesehenwerden ebenso wie das Sehen in einer ihr fast fremden Stadt machte ihr kein Vergnügen, außerdem zerriß man beim Spazierengehen die Schuhe und nützte die guten Kleider zwecklos ab. Sie verbrachte demnach ihr Leben fast ganz für sich in ihrer Behausung.

Heute jedoch an dem wunderschönen Maitage faßte sie ein seltsames Gelüste, einen Spaziergang zu machen, eine Stunde draußen unter den Lindenbäumen der Nieuwe Heerengracht*) zu sitzen und in die unbegrenzte sonnen-
duftige Ferne hinauszusehen. Ihr Hauptmiether, Doktor Rembold, war gerade in Amtsgeschäften nach Harlem und kam vor spät Abends nicht heim. Für die anderen Herren war gesorgt.

Die Dame kleidete sich daher sonntäglich an, nahm ihren gut konservirten mehrjährigen Sonnenschirm und fuhr mit Omnibus und Fähre zu den Anlagen an der Nieuwe Heerengracht hinaus. Dort saß sie nun, schaute über das blaue Wasser, sah dem lebhaften Fliegen der weißen und grauen Möven zu, dachte an den vielen Verdienst, den die kommenden und gehenden Dampfer und hochbeladenen Lastschiffe

den Produzenten und Händlern brachten, und seufzte aus tiefstem Herzen.
Es war noch früh am Vormittage und der kleine Park beinahe



Das Zeichen der Kinder in Südamerika. (S. 72)

*) Grachten heißen die in Amsterdam häufigen Kanäle.

völlig leer. Das laute Seufzen der Dame kam daher einem stattlichen Herrn zu Ohren, der, sein Spazierstöckchen elegant schwingend, aber sonst ziemlich nachdenklich an der Bank, auf welcher Jene saß, vorüber-
schritt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Herkulesbrunnen in Augsburg. (Mit Bild auf Seite 70.) — Zu den hervorragendsten Kunstdenkmälern der altherwürdigen Stadt Augsburg gehören auch einige öffentliche Brunnen, von denen neben dem prächtigen Markusbrunnen aus dem Jahre 1599 wohl der von dem gleichen Bildhauer, Adrian de Bries, herrührende Herkulesbrunnen der schönste ist. Er stammt aus dem Jahre 1596 und zeigt, wie unsere Abbildung auf S. 70 gewahren läßt, auf einem dreiseitigen Postamente den Herkules, wie er die Keule schwingt, um die Hydra zu bekämpfen. Die Figur ist 4,4 Meter hoch und wiegt 900 Kilogramm. Drei lebensgroße Najaden aus Marmor sitzen vor den abgeflachten Ranten des Postaments; zu ihren Füßen sind Muscheln zum Auffangen des Wassers angebracht. Die Seitenflächen des Postaments schmücken drei metallene, im Feuer vergoldete Basreliefs von David Altenfleiter, Szenen aus Augsburgs römischer Zeit darstellend. Darunter stehen drei prächtige, mit Schwänen spielende Knaben.

Das Zeichnen der Kinder in Südamerika. (Mit Bild auf Seite 71.) — Auf den Pampas, den weiten Ebenen Südamerikas, weiden gewaltige Herden von Kindern, Schafen und Pferden unter Aufsicht von Gauchos, der halb spanischen, halb indianischen Hirten. Die im Frühjahr geborenen Kälber einer Herde werden stets im darauffolgenden Herbst in einem Rodeo oder umsäumten Plage inmitten des Weidgrundes gezeichnet. Es sind dazu bedeutende Arbeitskräfte erforderlich, und die Nachbarn helfen einander dabei gewöhnlich aus, wodurch das Zeichnen der Kinder, das unser Bild auf S. 71 darstellt, zu einer Art Fest wird. Nachdem ein Feuer angezündet ist, das man mit trockenem Kuhdung und Knochen nährt, und in welches man die Stempelseisen legt, fangen die Gauchos die jungen Thiere mit dem Lasso ein. Sie werfen sie dann in der Nähe der Feuerstelle zu Boden und brennen ihnen mit dem glühenden Stempelseisen das Zeichen des Besitzers auf die Haut.

Das erste Hoch auf den König von Preußen. — Am verflorenen 24. November waren es 196 Jahre, daß das erste Hoch auf einen König von Preußen ausgebracht wurde. Am genannten Tage des Jahres 1700 nämlich war des Morgens der langersehnte Kurier von Wien in Berlin eingetroffen, welcher die Zustimmung des Kaisers zur Annahme der preußischen Königswürde brachte. In dem ungeheuerlichen Deutsch jener Zeit schrieb der Kaiser: „Ich thue dem noch zu der anzunehmen vorhabenden Würde allen gedeihlichen Segen und Glück und daß dieselbe in dero Posterität zu ewigen Zeiten continuiren möge freundlich und gnädiglich wünschen.“

Am Nachmittage nun fand im Schlosse Salatafel statt. Bei dieser erhob Markgraf Albrecht von Brandenburg sein Glas und rief: „Es lebe unser gnädiger Herr Friedrich, König von Preußen!“ Mit unendlichem Jubel wurde diese Worte aufgenommen, das erste Hoch auf einen preußischen König. Vorher schon hatte der König von Polen bei seiner Durchreise durch Preußen auf das Wohl des „Königs von Brandenburg“ getrunken. Nebenbei bemerkt, wollte auch König Friedrich sich anfänglich nicht „König von Preußen“, sondern — „König der Bandalen“ nennen, da dieses Volk einst an den Gestaden der Ostsee seinen Sitz hatte.

Ein stacheliger Mensch. — Die Natur scheint unerschöpflich in der Hervorbringung staunenswerther Existenzen zu sein. Ist schon die Erscheinung des Stachelschweins etwas höchst Sonderbares, was soll man erst zu einem mit Stacheln versehenen Menschen sagen? Einen solchen hat es thatsächlich gegeben, wofür kein Geringerer als der große Albrecht v. Haller Gewährsmann ist. — Der stachelige Mensch wurde im Jahre 1710 zu Brandon in Suffolk (England) von durchaus normalen Eltern geboren. Bei seiner Geburt wurde nichts Auffallendes an ihm wahrgenommen, allein schon wenige Wochen nach derselben zeigten sich Stacheln an seinem Körper, die keinem dagegen angewandten Mittel weichen wollten und unaufhaltsam wuchsen. Sie hatten, als das Wachstum beendigt war, die Dicke einer Zunderschnur, eine ziemlich beträchtliche Länge, die jedoch nach den Enden der Arme und Beine abnahm, waren theils dunkelbraun, theils röthlich-schwarz, steif und elastisch, hohl und gegen das Licht etwas durchsichtig. Sie waren ferner beweglich, lagen für gewöhnlich glatt an, ließen sich aber auch sträuben. Frei von den Stacheln war nur der Kopf, das Gesicht, das später von einem starken Bart umrahmt war, das Innere der Hände, die Fingerspitzen und die Fußsohlen. Höchst merkwürdig war es, daß dieser Mensch jedes Jahr im Herbst die Stacheln verlor und bald darauf neue bekam — ganz so wie es bei den Thieren geschieht, die sich auch zu gewissen Zeiten mausern, hären und dergleichen. Als er in seinem zwanzigsten Jahre die Pocken bekam, verschwanden plötzlich die Stacheln. Es geschah dies aber nicht etwa zu der Zeit, wo er sie sonst abzuwerfen pflegte, sondern viele Monate vorher. Er überstand die Krankheit, und sobald er wieder seine Gesundheit hatte, stellten sich auch die Stacheln wieder ein. — Dieser merkwürdige Mensch starb im Jahre 1755, noch bevor er das 45. Jahr erreicht hatte. [S. D.]

Ein streitbarer Mann Gottes. — Der Pfarrer Selwyn von Neu-Seeland war ein streitbarer Herr, den die heuchlerische und nichtswürdige Art, wie die Engländer mit den Eingeborenen, den Maoris, umgingen, heftig er-

bitterte. Durch sein mannhaftes Eintreten für die armen Verfolgten zog er sich aber den Haß der Engländer zu. Eines Tages trat in einer Vorstadt von Auckland ein roher Patron auf ihn zu mit der Frage: „Sind Sie der Mann, der immer für die ‚Rigger‘ predigt?“

„Der bin ich,“ antwortete Selwyn.
„Dann nehmen Sie das!“ rief der Andere und verfehlte ihm einen Schlag in's Gesicht.

Der Pfarrer, in seinen Universitätstagen ein strammer Boxer, sagte nur: „Wissen Sie, was in der Bibel befohlen wird, wenn man von Jemand einen Streich auf die rechte Backe erhält?“

„Man soll ihm die linke hinhalten!“

„Richtig, hier ist sie.“
Und der Pfarrer wandte dem Angreifer nun auch seine linke Wange hin. Etwas beschämt, aber nicht ganz entwaffnet, verfehlte der Mann ihm einen leichten Streich auf diese Seite.

Nun aber wandte sich das Blatt.

„So, mein Sohn,“ sagte Selwyn, Gut und Roß von sich werfend, „jetzt habe ich Gott gegeben, was Gottes ist; nun will ich dem Menschen geben, was ihm zukommt.“ Und er zerbläute, unter dem Beifall der Umstehenden, den Anderen nach allen Regeln der Kunst jämmerlich. [S. v. B.]

Die tiefsten Wasserfälle. — Die allerhöchsten respektive allertiefsten Wasserfälle der Erde sind die drei Krümlerfälle im Oberpinzgau mit einer Gesamthöhe von 350 Meter. Die drei nächsten Fälle gehören dem skandinavischen Norden an: der Vermosof im Romsdal, 300 Meter; der Vättisof am Sognefjord, 260 Meter; der Njulanosof in Thelemarken, 245 Meter. Mit einem Abstand von 65 Meter folgen dann die drei Velinosfälle bei Terni, die drei Tosofälle im Val Formazza, 165 Meter. Die Gasteinerfälle im Gasteiner Thal, 148 Meter, sind in der Mitte zwischen Skjäggedalsosof am Hardangerfjord, 160 Meter, und dem beim nämlichen Fjord befindlichen Boringosof. Gering nimmt sich daneben die große Aniofaskade bei Tivoli mit 96 Meter aus, aber immer noch stattlich neben dem Elbsfall im Riesengebirge, der nur 45 Meter hoch herabfällt. Zieht man die Breite mit in Betracht, dann steht allen voran der nur 120 Meter hohe, aber 2500 Meter breite Viktoriafall des Zambesistromes in Südafrika, dann folgt der Niagarafall in Nordamerika mit 54 Meter Höhe und 600 Meter Breite, erst in dritter Reihe kommt der Rheinfall bei Schaffhausen mit 45 Meter Breite bei einer Höhe von 24 Meter. [S. Th.]



Der Aufreichtige. Fräulein (zu ihrem Anbeter, der vor ihr auf's Anie sinken will): Aber, Herr Assessor, was machen Sie! Assessor (enthusiastisch): O, gnädiges Fräulein, was liegt an einer Pose, wenn ein Vermögen auf dem Spiele steht!

Eine landesherrliche Verordnung. — Die Landesregierung des Fürstenthums Anhalt-Köthen erließ 1839 folgende Bekanntmachung: „In der Köthener Zeitung vom 2. November d. J. ist eine Erklärung erschienen, nach welcher der größte Theil der hiesigen Honoratioren sich dahin verabredet haben soll, ferner nicht mehr mit Abnehmen des Hutes, sondern, nach Art des Militärs, durch bloßes Anfassen des Hutes mit zwei Fingern zu grüßen. Da nun andere Honoratioren sich gegen diese Neuerung in der bisher allgemein üblichen Höflichkeitsbezeugung erklärt haben, so ist höchsten Orts bestimmt worden, daß die Begrüßung durch Abnehmen des Hutes, wie es Sitte durch lange Zeit gewesen, auch ferner beibehalten werden soll.“ [S. T.]

Sieben-Räthsel. Der Arme wünscht sich Eins mit Zwei In keiner Mitt'nen Noth verbeil, Das ihm mit Spenden, reich und mild, Die Follterqual des Hungers hillt. Der Schweizer, der im Ausland lebt, Denkt oft, von Sehnsuchtsqual durchbebt, An Zwei mit Eins im Alpenland, Wo er der Kindheit Glück empfand. Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe in Nr. 17:

G	I	U	S	E	P	P	E	V	E	R	D	I
T	H	E	O	D	O	R	K	Ö	R	N	E	R
A	L	B	R	E	C	H	T	D	Ü	R	E	R
L	E	O	V	O	N	C	A	P	R	I	V	I
G	E	R	H	A	R	D	R	O	H	L	F	S
H	E	I	N	R	I	C	H	H	E	I	N	E
R	I	C	H	A	R	D	W	A	G	N	E	R
K	A	R	L	V	O	N	H	O	L	T	E	I
S	E	B	A	S	T	I	A	N	B	A	C	H

Alle Rechte vorbehalten. Verlag von Martin Berger in Wilsdruff. Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.